AUTHOR: LUCAE, KARL

TITLE: ZUR GOETHE FORSCHUNG...

PLACE: MARBURG

DATE: 1878

Master Negative #

91-80388-2

COLUMBIA UNIVERSITY LIBRARIES
PRESERVATION DEPARTMENT

BIBLIOGRAPHIC MICROFORM TARGET

Original Material as Filmed - Existing Bibliographic Record

Lucae, Karl, 1833-1888.
Zur Goetheforschung der gegenwart ...
Marburg, 1878.
24 p.

Restrictions on Use:

TECHNICAL MICROFORM DATA

FILM SIZE: 35mm REDUCTION RATIO: 11X
IMAGE PLACEMENT: IA (IIA) IB IIB
DATE FILMED: 12/22/91 INITIALS MED
FILMED BY: RESEARCH PUBLICATIONS, INC WOODBRIDGE, CT

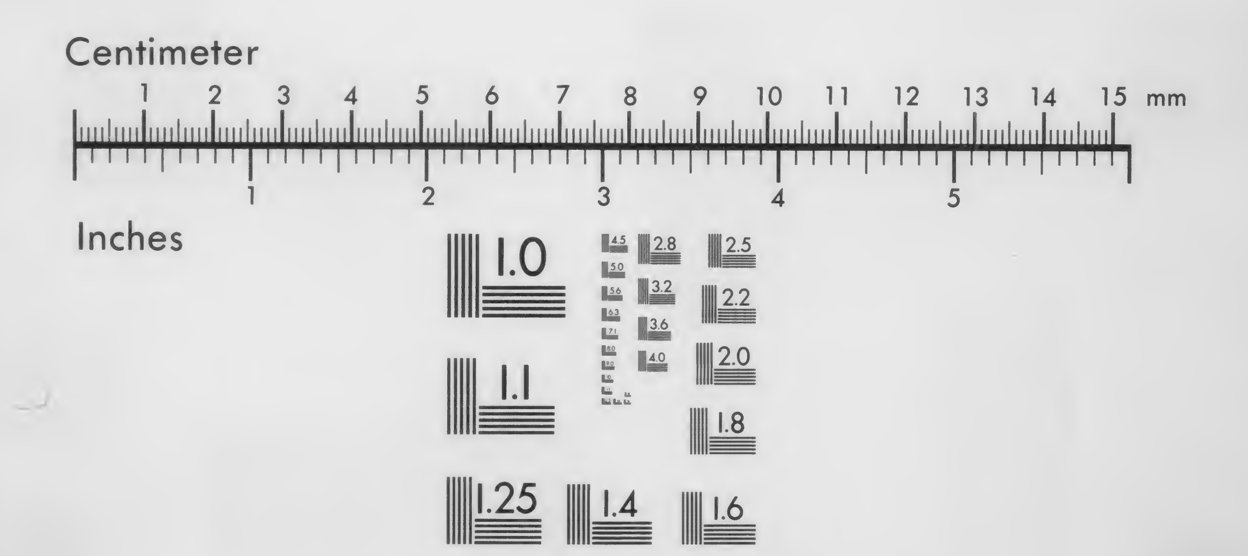


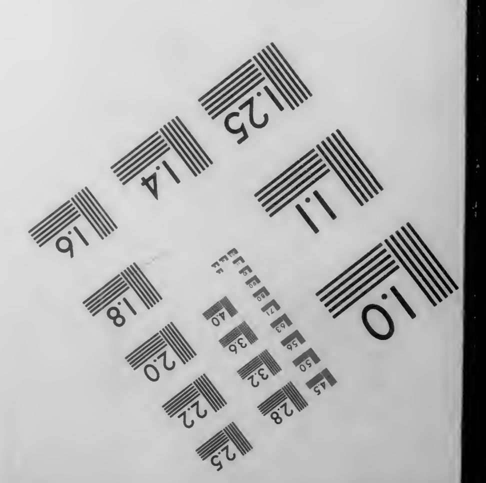
AIIM

Association for Information and Image Management

1100 Wayne Avenue, Suite 1100
Silver Spring, Maryland 20910

301/587-8202





MANUFACTURED TO AIIM STANDARDS
BY APPLIED IMAGE, INC.

Zur

Goetheforschung

der Gegenwart.

Rede

bei der Marburger Universitätsfeier des 82. Geburtstages
Seiner Majestät des Kaisers

gehalten

von

Karl Lucae.

Marburg.
N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.
1878.

Zur

Goetheforschung

der Gegenwart.

Rede

bei der Marburger Universitätsfeier des 82. Geburtstages
Seiner Majestät des Kaisers

gehalten

von

Karl Lucae.

Marburg.
N. G. Elwert'sche Verlagsbuchhandlung.
1878.

Hochansehnliche Festversammlung!

Wieder sind wir zusammengekommen, die Lehrer und Jünger, die Beamten und Freunde der alten Philippina, um den Geburtstag unseres erhabenen und geliebten Kaisers zu feiern. Von gleicher Liebe, gleicher Verehrung und Treue zu ihm durchdrungen, wollen wir durch den heutigen Tag, der sein ehrwürdiges Alter an die Verjüngung der Erde knüpft, mehr als zu anderen Zeiten uns erinnern und mahnen lassen an das, was wir ihm danken, was wir ihm schulden und wie wir Dank und Schuld ihm abtragen mögen. Bei hohen Jahren ein gewaltiger und ein frommer Held in Thaten und Erfolgen, der pflichtgetreueste Fürsorger seines Landes, ein ganz der Gegenwart und den Interessen seines Volkes lebender, deutscher Mann, und bei alledem ein ebenso einsichtsvoller als natürlich fühlender, echter Mensch in Handlungsweise und Aeusserungen kann er jedem der Seinigen, ob sie an hoher oder an niedrigster Stelle dem grossen Ganzen dienen, ein leuchtendes Vorbild sein.

Was wir auch treiben und thun, jeder in seinem Kreise nach Kraft und Vermögen, wir mögen uns und andere lehren und bilden, heilen und trösten, wir

mögen Geist und Körper, die Geschichte des Geistes und die Natur durchforschen und practisch nutzbar machen, immer und immer ist es der Mensch, dem unsere Arbeit gilt, die daher um so fruchtbarer ausfallen wird, je menschlicher wir sie angreifen, je bewuster wir diese unsere Aufgabe lösen. Dieser Forderung scheint freilich die Art und Weise entgegenzustehn, wie die gelehrte Arbeit heutiges Tages betrieben wird. Wenn Theilung der Arbeit überhaupt, wie sie zu keiner Zeit feinspaltiger gewesen, für das neunzehnte Jahrhundert charakteristisch ist, — wenn die Fortschritte unserer Zeit, die Leistungen auf fast allen Gebieten des grossen Ganzen, die Resultate dieser Arbeitstheilung eminent, ja staunenerregend sind, so kann doch nicht geleugnet werden, dass der einzelne Arbeiter, wenn er, abgeschlossen für sich, immer nur das Gleiche, immer nur einen einzelnen Theil für die grosse Maschine liefert, Gefahr läuft, Sinn, Antheil und Verständnis für die Arbeit seines Nebenmanns einzubüssen, wie das denn jeder von uns mehr oder weniger schmerzlich empfinden mag.

Schon Goethe hat vorausgesehen, dass die Pflege der Wissenschaft mehr und mehr diese Form annehmen werde und müsse; er hat schon 1821 im ersten Theil der Wanderjahre unser Zeitalter die Zeit der Einseitigkeiten genannt; er hat auch sonst daran erinnert, dass das Wissen bei dem schnellen Umtriebe der Welt nicht mehr fördere; dass man sich selbst verliert, bis man von allem Notiz genommen und hat es gegen Eckermann als Klugheit bezeichnet, wenn

man sich beschränke und tüchtig werde in Einem. »In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister« sagt er ebenso in seinen Sonetten, — aber freilich sagt er das Alles von seinem hohen, universalen Standpunct aus und hebt in Bezug auf seinen Freund, den Philosophen Friedrich Heinrich Jacobi, dessen Wesen er immerfort rege, aber beschränkt nennt, einmal sehr deutlich hervor, wie jeder dahin kommen müsse, einzusehen, dass wir Menschen einseitig verfahren und verfahren müssen; dass aber unser einseitiges Verfahren blos dahin gerichtet sein soll, von unserer Seite her in die andere Seite einzudringen und (wie Goethe mit einem heitern Bilde schliesst) selbst bei unsern Antipoden wieder aufrecht auf unsere Füsse zu Tage zu kommen. In der Beschränkung alle Beschränktheit meiden, das Einzelne, Besondere, das uns beschäftigt, nur an dem Allgemeinen schätzen, und uns versichert halten, dass wir das Allgemeine in dem Besonderen besitzen, wenn das Besondere nur bedeutend ist, das ist die grosse Lehre, die er uns überall zuruft.

Heute, ja in dieser Stunde sind es 46 Jahre, dass Goethe die Augen schloss. Was liegt wohl näher als gerade seine Gestalt uns heute vor die Seele zu rufen, den jungen und den alten Goethe am Festtag unseres alten Kaisers zu Worte kommen zu lassen, zumal sie einander darin ähnlich sind, dass die verwöhnte Menge nichts von den natürlichen Schranken und Schwächen des Alters bei ihnen gelten lassen will, sondern ewige Jugend von ihnen erwartet.

Es ist eigen, dass wer sich anschickt, über Goethe zu reden, noch immer darauf gefasst sein muss, den getheiltesten Ansichten zu begegnen. Alle sind zwar einig darüber, dass er zu jenen Männern gehört, an deren hervorragende Persönlichkeit die Fortbildung unserer Nation sich mehr oder weniger anknüpft, zu jenen auserwählten Lehrern der Menschheit, die, da sie manigfaltige Interessen in einem allgemeinen Sinne begriffen haben, diesen Mittelpunct in jeder einzelnen Aeusserung auszustrahlen scheinen. Allein noch immer steht die Sache so, dass diese Uebereinstimmung der Meinungen nur der gemeinsame Tummelplatz der Parteien ist. Noch immer wird Goethe von der einen Seite über Gebühr verehrt, auf der andern Seite unverständig verworfen, um dort das Idol eines leidenschaftlichen Taumels, hier das Opfer einer leidenschaftlichen Verstocktheit zu sein. Die seitwärts stehende stille Gemeinde (es gibt Gottlob noch keinen Goetheverein), die stille Gemeinde, deren unwillkührlicher Priester er ist, die jenem Kampfe den Rücken kehrt, da sie Ruhe zu ihrer Arbeit braucht, um ihn leidenschaftslos ganz und im Einzelnen zu begreifen, ist immer noch klein genug.

Zum Theil ist Goethe selbst an den widersprechenden Urtheilen Schuld, die über ihn gefällt worden sind. Als er mit Hilfe von Riemer und Eckermann daran ging, das Facit seines Lebens zu ziehen, die Redaction seiner Werke in der Ausgabe letzter Hand begann (sie erschien seit 1827), hat man ihn leider nicht bestimmen können, die Anordnung derselben in chronologischer Folge vorzunehmen. Das Publicum war somit kaum im Stande, ihn anders, denn als Ganzes, als eine Einheit aufzufassen, welche keine Entwickelung durchgemacht habe. Man betrachtete ihn als eine von vorn herein nach antiker Weise in sich fertige Gestalt, nahm, wenn man unbedingter Verehrer war, alles und jedes von ihm in den Kauf, oder hatte es als Widersacher ausserordentlich leicht, in seinen Aeusserungen aus verschiedenen Perioden seines Lebens eine Menge von Widersprüchen nachzuweisen.

Und wenn es bei diesen Entdeckungen, die so wohlfeil waren, geblieben wäre! Aber, unfähig einer vorurtheilsfreien, historischen Betrachtungsweise, auf welche doch jeder Schritt zum Verständnis des Einzelnen hinführen muste, feindete man ihn an, bedauerte den alten Goethe als einen, der mit der Zeit auch ganz und gar nicht Schritt gehalten, mit ihr nicht vorwärts gegangen wäre. Seine Jugend (das war die weitverbreitete Meinung) sollte gleichsam die Heimath seines Wesens sein; die Zeit, als Götz, Werther, die ältesten Stücke des Faust, Iphigenie in Prosa u. s. w. entstanden, da sollte er eigentlich zu Hause gewesen sein und für den rechten Träger des Zeitgeistes gegolten haben. Schade nur, dass auch diese Ansicht so wenig begründet war. Denn, abgesehen von wenigen, tiefblickenden Naturen ist auch der junge Goethe von seinen Zeitgenossen im Grossen und Ganzen nicht sowohl verstanden, nein, bewundert und als seltsames Phänomen angestaunt worden, sobald er plötzlich in einer neuen Gestalt zu erscheinen vom Genius angetrieben war.

Wir wissen, dass es Gervinus gewesen, seine Geschichte der deutschen Dichtung, mit welcher eine bessere Zeit für die Würdigung unserer Litteratur, unserer Lessing, Goethe und Schiller beginnt. Gervinus hat das bleibende Verdienst, durch seine Arbeit, die nicht ein forschendes Werk der Gelehrsamkeit, sondern ein darstellendes Kunstwerk ist, keine ästhetische Behandlung des Stoffs, sondern nichts als Geschichte geben wollte, das Interesse an deutscher Litteratur beim grösseren Publicum in rascheren Fluss gebracht, insbesondere die psychologische Auffassungsweise der Dichtercharaktere auf eine höhere Stufe erhoben zu haben. Die Individualitäten werden hier in ihrer Einheit gefasst, in ihrer Entfaltung verfolgt und so überhaupt in ihrer Totalität objectiv gemacht, derartig dass die letztere nicht bloss gefühlt, sondern zum klaren Bewustsein gebracht wird, wie das in glänzender Weise besonders bei der Darstellung Lessings der Fall ist. Aus den Werken und Aeusserungen eines Mannes wird ein mittleres Resultat gezogen; der allgemeine Eindruck, den dieselben auf den Kritiker übten, wird ausgesprochen; das Bild, das er sich von seinem Autor gemacht hat, wird aufgestellt und die gewonnene Normalidee durch manigfaltige Einzelheiten bewahrheitet.

Mit so grossem Fleiss, so vielem Geist dies alles aber auch durchgeführt worden, schon sind wir berechtigt, höhere Ansprüche an ein derartiges Werk zu machen, zumal die so eben charakterisirte Behandlungsweise gerade bei unserm grösten Dichter, bei Goethe nicht ausreicht.

Wie die Naturwissenschaften, die eine mehr, die andere minder, mit immer grösserer Sicherheit die Naturkräfte dem Menschen dienstbar zu machen wissen, so ist es mehr und mehr die Aufgabe der historischen Wissenschaften, also auch der deutschen Litteraturgeschichte geworden, die Geister der Vergangenheit derartig wach zu rufen, dass sie von Grund aus neu belebt wiederum Leben wecken können; dass wir nicht bloss lernen, dass und was sie gewesen, sondern wie sie geworden sind. Wollen wir in unserer Entwickelung und Ausbildung wahrhaft durch sie gefördert sein (denn darauf läuft es hinaus, wenn wir grosse Dichter und Denker lesen), so muss man uns zeigen, in welcher Weise ihre Entwickelung sich vollzogen. Die inneren Operationen ihrer Natur müssen nach den Entwickelungsstufen der letzteren in so bestimmter, so individueller Darstellung uns vorgeführt werden, dass, wenn wir sie aufgefasst, wir den Glauben hegen können, sie selbst durchlebt zu haben, ja sie und ihr Resultat, wie etwas das wir selbst vollführt, unser Eigenthum nennen können.

Dies von Gervinus noch nicht verfolgte Ideal der deutschen Litteraturgeschichte, welche in dieser Weise auf die Individualitäten einzugehen hätte, wird freilich wohl niemals erreicht werden. Aber der rechte Grund ist gelegt, der Neubau von berufenen Händen in Angriff genommen, und alles, was die bienenhafte, die minutiöseste Detailforschung der deutschen Philologie, soweit sie sich mit der Litteratur des 18. und 19. Jahrhunderts beschäftigt, in den letzten Jahrzehnten geleistet

hat, ist nur bestimmt, jene höchste Aufgabe lösen zu helfen. Endlich fangen wir an, Ausgaben unserer Classiker zu haben, wie sie ihrer, wie sie des neuen Reiches würdig sind und welche keinen Vergleich mit den besten Arbeiten ähnlicher Art in andern Philologieen zu scheuen brauchen. In der grossen, kürzlich vollendeten historisch-kritischen Ausgabe von Schillers sämmtlichen Schriften sehen wir, von zuverlässigen Zeugen gefördert, fast greifbar diesen hochgesinnten, bei bedeutendem Inhalt ewig ins Unbegrenzte strebenden Dichtergenius Stufe für Stufe, von den dunkel gährenden, wild erbrausenden Anfängen an immer reicher und reiner werden und bis zu den lichtesten Höhen des Gedankens die mächtigen Schwingen entfalten. Herder, der Vater der Sturm- und Drangzeit, der Begründer der Genialitätspoesie, der Gefühlskritiker, welcher zuerst die Seele, die Stimmen der Völker belauschte und deutete, und ohne dessen Vorgang wir nicht so sinnige Interpreten der Urzeit, nicht so wunderbare Uebersetzer wären, dass man nur deutsch zu lernen braucht, die Litteraturen der Erde fast wie in der Urschrift kennen zu lernen: auch Herders Werke werden nun bald in einer Gestalt uns vorliegen, in der wir ihn eigentlich erst kennen lernen, insofern wir nun erst seine Entwickelung schrittweis zu verfolgen im Stande sind.

Aber das gröste Interesse, der emsigste Detailfleiss hat sich mit Recht doch Goethe zugewendet. Suchen die geistreichen Vorlesungen von Hermann Grimm bereits das Facit dieser Goetheforschung zu ziehn, wird uns noch immer durch bisher unedirte Briefwechsel,

durch eine Fülle kleinerer Notizen des Dichters Leben und Gedankenwelt weiter und weiter aufgethan: die schönsten Gaben der letzten Jahre sind doch der bei Hirzel in Leipzig erschienene Junge Goethe und die bei Hempel in Berlin erscheinende, bald vollendete Goetheausgabe. Ist das erste Werk darin ein Unicum, dass es uns Goethes Jugend, die von seinem 15ten bis zum 27sten Jahre entstandenen Gedichte, Dramen, den Roman, die Aufsätze, Recensionen und Briefe nach Epochen, Jahren und Tagen geordnet auf das lebendigste vorführt, so ist die eben erwähnte beste Ausgabe seiner sämmtlichen Werke mehr und mehr zu einem Denkmal des alten Goethe geworden. Seine Selbstbiographie, der west-östliche Divan, seine Sprüche in Prosa, die naturwissenschaftlichen Schriften haben hier eine Behandlung erfahren, wie sie lehrreicher und anziehender nicht gedacht, für den Leser bequemer nicht gewünscht werden kann.

Werfen wir z. B. einen flüchtigen Blick auf das was in der Ausgabe von Dichtung und Wahrheit geleistet ist, so breitet der zum Verständnis des Textes beigefügte Commentar, für welchen jedes auf Goethe irgend bezügliche Wissen verwerthet worden, erläuternd, ergänzend und berichtigend gleichsam das Material vor uns aus, welches Goethe in sich und vor sich hatte, als er sein Jugendleben schrieb. Freilich ein todter Ballast für den, dessen Urtheil nun einmal darüber fest steht, dass die Lebendigkeit und das rastlose Treiben des Jünglings in der Biographie verwischt sei, dass die Auffassung der Farben jener grellen jugend-

lichen Periode das blödere Gesicht des greisen Mannes verrathe, ein Urtheil, das nebenbei die wunderliche Prätension enthält, das Jugendleben Goethes richtiger aufzufassen, als dies von ihm selbst geschehen sei. Wer aber der Forschung willig folgt, Commentar und Text mit einander vergleicht, auch Hirzels Goethe dabei zur Hand hat, wird bald einer andern Meinung werden. Er wird aus Dichtung und Wahrheit, aus dieser ruhigen Schilderung eines selbsterlebten tobenden Zustandes vielmehr die Lehre ziehn, wie die bewustvolle Zurückführung der frischen Fülle auf die Einfachheit des wahrhaft Bedeutenden der Grundzug und die immer mehr hervortretende Wahrheit von Goethes Individualität gewesen ist.

Treten wir dieser vielseitigen Individualität etwas näher, um wenigstens einige Seiten derselben fest ins Auge zu fassen. Genau in der Mitte des 18. Jahrhunderts geboren und durchaus unter den Einflüssen desselben erzogen, hat Goethe nicht die beiden grossen Stimmführer jener Zeit, Voltaire und Rousseau, weder Voltaire, den rastlosen Verfechter der geistigen Cultur, des auf sich selbst gestellten, immer vorwärts strebenden, nie sich genügenden, verstandesmässigen Denkens, noch Voltaires Gegenfüssler Rousseau, den Prediger der Natur, des nach dem verlorenen Paradiese sich unbefriedigt sehnenden Gemüthes, einseitig auf sich wirken lassen. Anders als seine namhaften Zeitgenossen, die sich, der eine entschiedener als der andere, entweder dieser oder jener Richtung angeschlossen haben, war Goethe so glücklich angelegt, die erwähnten Gegensätze

derartig in sich aufzuheben, dass seine geistige Thätigkeit sich selbst als die jedesmalige Thatsache, sich selbst als die Entfaltung der inneren Natur der Menschen begreifen muste. Ihm angeboren, als ein Nothwendiges lag es in seinem Wesen, dass die geistige Thätigkeit jene Natur weder hinter sich lasse, um sich auf leere Weise in das Unendliche zu steigern, noch auch dieselbe sehnsüchtig in der Ferne zu suchen habe, sondern eben in keinem Momente jene Natur verlasse, noch verlassen könne. Damit aber bekommt der geistige Process erst einen Gehalt, die Sphäre des Gemüthes, die Natur, eine Form und wird aus ihrer Unbestimmtheit zur wahrhaft menschlichen, zur geistigen Natur erhoben. Das nur auf diese Weise wirklich erfasste Ideal, zu einem Wirklichen gewordene Unvergängliche, ist unserm Dichter das Dauernde im Wechsel, der Werth des Daseins, verheissen durch die Gunst der Musen, eine Gabe des Gebers aller Gaben, dem zu danken er sich mit der schönen Mahnung an sich selbst gedrungen fühlte:

> Danke, dass die Gunst der Musen
> Unvergängliches verheisst:
> Den Gehalt in Deinem Busen
> Und die Form in Deinem Geist.

Treffend ist diese Erfassung des inneren Lebens bei Goethe als die Erfassung des Präsenten im höchsten Sinne des Wortes bezeichnet worden, da viele seiner Dichtungen und Aeusserungen gerade hierdurch ihre Erklärung finden. Alles Streben ins Unbegrenzte war danach seinem Wesen fremd, ja es ist recht eigentlich

die Tendenz der meisten Goethischen Schriften, zu zeigen, wohin ein solches Streben führe, welche Gefahr dabei zu fürchten sei. Kleidet es sich im Werther in den selbstbeglückenden, selbstquälerischen Egoismus, in die grenzenloseste Sentimentalität, die, wenn sie nicht ins Irrenhaus, nothwendig zum Selbstmord führt, so tritt es uns im Clavigo als Charakterlosigkeit, als Unfähigkeit entgegen, einen sittlichen Zwiespalt, den zwischen Ehrgeiz und Liebe zu überwinden, eins von beiden entschlossen zu opfern, anstatt am Ende Alles opfern zu müssen. Und vollends der Faust (ich meine natürlich den Faust des ersten Theils), ist er nicht so recht das Kind der Sturm- und Drangzeit, ein Genosse jener Himmelsstürmer ins Blaue, Schrankenlose hinein, die ganz wie Faust, die Grenzen des Individuums durchbrechend, ihr eignes Selbst zu dem Selbst der ganzen Menschheit erweitern zu können, Wohl und Wehe derselben nachempfinden, das Höchste und das Tiefste fassen zu können meinten? Hat Goethe nicht aber auch gezeigt, womit dieser trunkene Totalitätsdrang, diese maasslose Selbstüberhebung endet, wenn sie nicht umkehren will? Sie endet gewöhnlich mit dem was Mephisto im Verhältnis zu der aufgewendeten Kraft sehr richtig als »flache Unbedeutendheit« bezeichnet: denn um ein Gretchen unglücklich zu machen, war kein Titan, kein Faust erforderlich!

Auf diese Weise warnt also schon der junge Goethe vor dem Grenzenlosen in irgend einer Richtung, während seine genialischen Zeitgenossen in den angeführten Dichtungen nur die Verherrlichung ihrer

selbst und ihrer Leidenschaften, nicht aber die Warnung darin bemerkten, vielmehr Goethen wie ihresgleichen betrachteten, da er doch thatsächlich weit über sie hinausgeschritten war. Und dass er jederzeit bemüht gewesen, seine Individualität immer bewuster zu der weisen Sammlung und ruhigen Klarheit herauszuarbeiten, von welcher Iphigenie und Tasso, in anderer Art Hermann und Dorothea erfüllt sind, wissen wir theils aus Briefen, theils aus den Bekenntnissen in Dichtung und Wahrheit. Hier geht er auch ausführlich auf die in seinem Entwickelungsgang epochemachende Entsagungslehre ein, die ihm beim Studium seines Lieblingsphilosophen Spinoza aufgegangen war und deren positiver Gehalt ihm Leitstern des Lebens geblieben ist.

»Unser physisches sowohl als geselliges Leben«, sagt er im 16. Buche, »Sitten, Gewohnheiten, Weltklugheit, Philosophie, Religion, ja so manches zufällige Ereignis, Alles ruft uns zu dass wir entsagen sollen. So Manches was uns innerlich eigenst angehört, sollen wir nicht nach aussen hervorbilden; was wir von aussen zu Ergänzung unsers Wesens bedürfen, wird uns entzogen, dagegen aber so Vieles aufgedrungen, das uns so fremd als lästig ist. Man beraubt uns des mühsam Erworbenen, des freundlich Gestatteten, und ehe wir hierüber recht ins Klare sind, finden wir uns genöthigt, unsere Persönlichkeit erst stückweis und dann völlig aufzugeben«. »Diese schwere Aufgabe jedoch zu lösen«, heisst es bei Goethe weiter, »hat die Natur den Menschen mit reichlicher Kraft,

Thätigkeit und Zähigkeit ausgestattet. Besonders aber kommt ihm der Leichtsinn zu Hilfe, der ihm unzerstörlich verliehen ist. Hierdurch wird er fähig dem Einzelnen in jedem Augenblick zu entsagen, wenn er nur im nächsten Moment nach etwas Neuem greifen darf; und so stellen wir uns unbewust unser ganzes Leben immer wieder her. Wir setzen eine Leidenschaft an die Stelle der andern; Beschäftigungen, Neigungen, Liebhabereien, Steckenpferde, Alles probiren wir durch, um zuletzt auszurufen, dass Alles eitel sei«. »Niemand«, fährt Goethe strenge fort, »Niemand entsetzt sich vor diesem falschen, ja gotteslästerlichen Spruch, ja, man glaubt etwas Weises und Unwiderlegliches gesagt zu haben. Nur wenige Menschen gibt es, die solche unerträgliche Empfindung vorausahnen und, um allen partiellen Resignationen auszuweichen, sich ein- für allemal im Ganzen resigniren. Diese überzeugen sich von dem Ewigen, Nothwendigen, Gesetzlichen und suchen sich solche Begriffe zu bilden, welche unverwüstlich sind, ja durch die Betrachtung des Vergänglichen nicht aufgehoben, sondern vielmehr bestätigt werden«.

In den Schlusssätzen beschreibt Goethe diejenige Gesinnung, die dem Spinoza eigen und in ihm selbst lebendig gewesen ist. Die ein für allemal vollführte Resignation, von welcher er spricht, besteht aber nicht darin, sich der Gegenstände plötzlich zu entschlagen und sie nachher als werthlos zu verachten; sie hat es überhaupt eigentlich nicht mit den Gegenständen, sondern nur insofern mit ihnen zu thun, als sie uns

auffordert, dass wir in jedem Fall uns des Gedankens der Sache versichern und an dessen Besitz und Entfaltung genügen lassen sollen. Goethes Resignation ist also: Aufgeben des eingebildeten Realen und Hingabe an das einzig Reale, nämlich an das Ideale, in seinem Fall an Kunst und Wissenschaft, in welcher Hingabe sein Leben, zumal sein Alter bestanden hat.

Wie so eben von Goethes eigenthümlicher Resignation, früher von seiner Abneigung gegen das Unbegrenzte, seiner Empfehlung des Erreichbaren, von seiner Erfassung des Präsenten gesprochen worden, so könnte seine reiche Individualität und ihre Entwickelung noch von so mancher Seite, von immer neuen Seiten betrachtet werden, da er unerschöpflich ist, wie die Welt, die er in sich aufnahm. Besonders aber tritt uns seine Vielseitigkeit und seine Tiefe in seinen Sprüchen in Prosa entgegen, die den Schluss unserer Betrachtung bilden mögen und als das letzte Resultat seiner Entwickelung angesehen werden müssen, als ein Resultat, in welchem sich der theoretisch-practische Grundzug seines Geistes rein herausgeschält hat.

Was ihre Einführung angeht, so hat Goethe eine geordnete Sammlung derselben niemals veranstaltet; sie sind allmählich ins Publicum gedrungen; die ältesten als Mittheilungen aus Ottiliens Tagebuche in den Wahlverwandtschaften, andere, weil es an Manuscript fehlte, als Lückenbüsser in den Anhängen zu den Wanderjahren, nur lose dazu in Beziehung gesetzt. Wieder andere sind in den Heften Ueber Kunst und Alterthum, in den Beiträgen Zur Naturwissenschaft, viele

überhaupt erst nach Goethes Tode unter der Bezeichnung Maximen, Reflexionen, Aphorismen, Betrachtungen in den Werken veröffentlicht worden. Aber erst jetzt, in der Hempelschen Ausgabe, ist man im Stande, den hohen Werth dieser Sprüche in Prosa recht zu beurtheilen und auf sich wirken zu lassen.

Goethe gesellt sich in dieser Art von litterarischer Thätigkeit den sogenannten Fragmentisten bei, wie deren fast ein jedes Volk und Zeitalter aufzuweisen hat. Frankreich im 17. Jahrhundert hat den berühmten Larochefoucauld und Pascal, England im 18. seinen Lorenz Sterne, und so könnten bis zurück zum Kaiser Marcus Aurelius noch Manche aufgeführt werden, welche schriftstellernd nichts anders gethan, als dass sie ihre Selbstbetrachtungen, ihre Beobachtungen, die sich über Leben, Gesellschaft, Kunst und Wissenschaft ihnen aufgedrängt hatten, aphoristisch gebucht haben. Ein Virtuos unter diesen Buchführern deutscher Nation ist z. B. der geistreiche Lichtenberg, dessen Name auf das Schlagwort Hogarth jedem Gebildeten sofort in den Sinn zu kommen pflegt, dessen Gedankenbücher aber, wie er die Sammlungen seiner Reflexionen, Einfälle und Notizen nannte und die sein wahres Wesen enthalten, zu wenig bekannt sind. Man hat es da nicht mit dem witzigen Lichtenberg zu thun, sondern mit einem tiefsinnigen, unerschrockenen Selbst- und Menschenbeobachter, mit einem Weltdenker im strengsten Sinne, der sich daher in seinen Gedanken öfter als irgend ein anderer Fragmentist mit Goethe begegnet. Aber Lichtenberg sollte das neunzehnte Jahrhundert

nicht mehr erleben; seine sociale Stellung kann mit der Stellung Goethes nicht entfernt verglichen werden; seine Welt- und Lebenskenntnis ist bei weitem nicht so umfassend, auch ist er trocken und nüchtern, weil er meistens gerade heraussagt, was Goethe durch ein schönes Gleichnis bei Jedermann zu empfehlen weiss.

Kurz, im Vergleich mit andern ähnlichen Sammlungen müssen Goethes Sprüche durchaus den ersten Preis erhalten, wir mögen sie nun von Seiten ihres Inhalts, der fast alle Gebiete des Denkens und Lebens umfasst, betrachten, oder den Geist, der sie beseelt, die Form, in der sie abgefasst sind, unser Urtheil bestimmen lassen. Gerade die Form verdient besonders gerühmt zu werden; die Sprüche sind Muster des prosaischen Ausdrucks, so völlig frei von Spuren des Alters, wie es sonst keins der Goethischen Alterswerke ist. Noch nicht 1100 an der Zahl, sind es keine Sentenzen, wie sie etwa für Stammbuchblätter geeignet wären. Sie sind in der Form ohne alle Rhetorik und ihrem Inhalt nach sehr oft ganz unscheinbare Ueberschriften zu langen Capiteln in dem grossen Buche der Welt; Winke, Hindeutungen, Lichtblicke, Gesichtspuncte, wie man nun sagen mag, für solche Leser, welche dergleichen recht zu beziehen, ruhig zu verfolgen und zu nutzen im Stande sind. Daraus aber ergibt sich schon, dass die Sprüche nicht nur geschichtlichen Werth haben, nicht nur Beiträge zur Kenntnis der Entwickelung Goethes, seiner Auffassung der Welt und des Lebens sind. Sie gehören nicht der Vergangenheit an; nein, ohne es zu wollen, schildern sie unsere

gegenwärtige Epoche. Fast alle Probleme des modernen Daseins und Erkennens werden, wenn auch nicht gelöst, so doch in einer zur Lösung anregenden Weise berührt und es gibt vielleicht in der ganzen profanen Litteratur kein zweites Werk von gleichem Gehalt bei so geringem Umfange.

Greift man einige dieser Tagesfragen heraus, so findet z. B. die staatswissenschaftliche, ob Innungszwang oder Gewerbsfreiheit, der Conflict der Maschinen- und der Handarbeit, das Festhalten und Zersplittern des Grundbodens, das Anschwellen der Schulden, um Schulden zu bezahlen, in Goethes Sprüchen eine kurze Erwägung.

Der Naturforscher, der nämlich welcher Goethes Verdienste um die Naturwissenschaft nur widerwillig anerkennt, wird überrascht sein, Darwins Lehre vom Kampf um das Dasein in nuce ausgesprochen zu finden. Denn wenn es in den Sprüchen heisst: »Alles was entsteht, sucht sich Raum und will Dauer; deswegen verdrängt es ein Anderes vom Platz und verkürzt seine Dauer«, so zeigt sich Goethe hier ebenso als vorgreifender Anhänger des Darwinismus wie in den Sätzen: »das Lebendige hat die Gabe, sich nach den vielfältigsten Bedingungen äusserer Einflüsse zu bequemen und doch eine gewisse errungene entschiedene Selbständigkeit nicht aufzugeben«.

Dem Schulmann, zumal demjenigen der in der Gymnasial- und Realschulfrage ein entscheidendes Wort mitzusprechen hätte, dürfte in unsern Sprüchen besonders der Umstand zu denken geben, dass Goethe, der

doch das Studium der Natur für eins der vorzüglichsten Bildungsmittel hielt, der als Botaniker und Osteolog Epochemachendes geleistet und hinsichtlich der Optik sich wenigstens grossartig geirrt hat, den Wunsch ausspricht, dass das Studium der griechischen und römischen Litteratur immerfort die Basis der höheren Bildung bleiben möge. »Wenn unser Schulunterricht«, meint er noch einmal an einer andern Stelle, »immer auf das Alterthum hinweist, das Studium der griechischen und lateinischen Sprache fördert, so können wir uns Glück wünschen, dass diese zu einer höheren Cultur so nöthigen Studien niemals rückgängig werden«.

Auch der Politiker wird Goethes Sprüche nicht unbefriedigt aus der Hand legen, vorausgesetzt, dass er dem Tory Goethe überhaupt zuhören mag. Im ganzen freilich sind Goethes politische Aphorismen gewöhnlich ihrer Tiefe wegen nicht verstanden worden und deshalb unbeachtet geblieben, wie das mit den eben gebrauchten Worten der Publizist Walcker in seiner »Kritik der Parteien in Deutschland« ausgesprochen hat und dabei folgenden Goethischen Spruch anführt, der eigentlich nichts anderes als eine Interpretation jener oft gebrauchten und misbrauchten Sentenz Vox populi vox Dei enthält. »Uns fehlt«, so lautet dieser Spruch, »in unserer Sprache ein Wort, das, wie Kindheit sich zu Kind verhält, so das Verhältnis Volkheit zum Volke ausdrückt. Der Erzieher muss die Kindheit hören, nicht das Kind; der Gesetzgeber und Regent die Volkheit, nicht das Volk. Jene spricht immer dasselbe aus, ist vernünftig, beständig,

rein und wahr; dieses weiss niemals für lauter Wollen, was es will. Und in diesem Sinne soll und kann das Gesetz der allgemein ausgesprochene Wille der Volkheit sein, ein Wille, den die Menge niemals ausspricht, den aber der Verständige vernimmt, den der Vernünftige zu befriedigen weiss und der Gute gern befriedigt«. Goethes tiefsinnige Bemerkung erinnert einerseits an Fichte, der auch einmal die Volksgesinnung (Goethes Volkheit) als den unterscheidenden Punct zwischen Wilden und Bürgern des Rechtsreiches betont, andrerseits aber auch an Puchta, der in seinem Gewohnheitsrecht den Unterschied zwischen der Meinung des grossen Haufens und der im Volksgeiste wurzelnden Ansicht sehr wohl hervorzuheben weiss.

Bei weitem mehr aber als der Politiker wird selbstverständlich der Philosoph und Aesthetiker beim Studium von Goethes Sprüchen seine Rechnung finden; und auch der Historiker wird zugeben müssen, dass jener an dem alten Goethe mit dem heftigsten Tadel so oft vermisste historische Sinn für die Aufgabe des Geschichtsschreibers recht klare und kluge Augen hatte.

Erstaunlich ist mit einem Worte die in den Sprüchen niedergelegte, allem Lebendig-Göttlichen, allem natürlichen und menschlichen Schaffen, jeder Höhe und Tiefe mit unalternder Liebe abgewonnene gesunde Cultur, welche in dieser Vielseitigkeit, in diesem Umfang bisher nur Goethen eigen gewesen ist und, was die Sprüche ebenfalls an vielen Stellen unmittelbar und unzweideutig lehren, auf reinster Gottesverehrung ruht. Wie ist er seiner Abhängigkeit von Gott, aber auch

seiner Zugehörigkeit zum All und seiner Verantwortlichkeit sich immer bewust gewesen, und wie ruhig gefasst hat er dieses Bewustsein in die einfachen Verse gekleidet:

Hätte Gott mich anders gewollt,
So hätt' er mich anders gebaut;
Da er mir aber Talent gezollt,
Hat er mir viel vertraut.
Ich brauch' es zur Rechten und Linken,
Weiss nicht, was daraus kommt;
Wenn's nicht mehr frommt,
Wird er schon winken.

Gewiss, wir leben heute in einer andern Zeit, als jene war, da unsere grossen Dichter und Denker uns mündig sprachen unter den Völkern. Andere Aufgaben beschäftigen die Nation, Handlung ist heute mehr denn je der Welt allmächtiger Puls, und doch dürfen wir nicht aufhören, die Erben jener Cultur zu bleiben, die unsere Denker und Dichter uns zu ewigem Wucher vermacht haben. Durch die Wucht unseres Arms, welchen Idee und Intelligenz so gewaltig machten an die Spitze der Völker gestellt, wollen wir doch immerfort die wiederholt uns eingeschärften Worte unsers Kaisers im Sinne tragen, dass die Deutschen berufen sind, nicht der Eroberung, sondern den Segnungen des Friedens zu leben, d. h. ein Culturvolk im höchsten Sinne des Wortes zu sein; ein Volk (um einen Ausdruck Goethes zu brauchen), das in dem

fugenartigen Lobgesang der Menschheit, dem die Gottheit so gerne zuhören mag, die reinsten und die vollsten Töne anzustimmen nicht müde wird.

Eine weise Regierung hat uns Einheit, Macht und Frieden gegeben, es ist Sache der Wissenschaft und der Kunst, den rechten Gebrauch davon zu machen.

Und wir, deren ausdrückliche Lebensaufgabe es ist, Wissen und Bildung zu verbreiten unter denen, die sich uns anvertrauen, wir werden den heutigen Tag nicht schöner begehen können, als im dankbaren Aufblick zu dem, der uns in unserm Kaiser einen Friedebringer und Friedebewahrer, einen Culturkämpfer höherer Art, als ihn die Zügelung staatsbürgerlichen Ungehorsams erheischt, gegeben hat.

Vereinigen wir uns in dem Wunsche, dass unser theueres Vaterland durch den Frieden dauernd gesegnet werde, dass unser erhabener Kaiser lange noch sich der Frucht seiner Sorgen und Arbeit erfreue, und lassen wir diesen Wunsch laut werden in dem Rufe:

Seine Majestät der deutsche Kaiser

Wilhelm,

unser allergnädigster König lebe hoch!

Marburg. Universitäts-Buchdruckerei. (R. Friedrich.)